



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Theater

Winds, Adolf

Dresden [u.a.], 1920

Laune

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71809](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71809)

Laune

Iffland bezeichnet eine der Notwendigkeiten zur Schaffung des theatralischen Kunstwerkes mit „Laune“. Dieser Begriff hat sich nach und nach verflüchtigt, nicht nur die Welt ist ernster geworden, auch die des schönen Scheins, die der Bretter, so die Welt bedeuten. Was hat Iffland wohl mit seiner Forderung gemeint? Er, der in der Ausübung seines Berufs die Gewissenhaftigkeit obenan stellte, der in seinen Gestaltungen von einer Sauberkeit war, die nur auf dem Wege peinlichster Probenarbeit erreicht werden konnte? Gewiß keine Art von Leichtsinne oder Nachlässigkeit.

An das Wort Nietzsche wurde schon erinnert: jedes künstlerische Schaffen geht in einer Art von Rauschzustand vor sich. Auch der Schauspieler wird diesem Zustand unterworfen sein, wenn ihn in seiner Studierstube die Gewalt der Aufgabe packt, wenn er im Feuer der Erstaufführung Kopf und Kräfte an das Gelingen setzt. In den Wiederholungen erlischt gar leicht die Flackerflamme, sie bedarf auch eines stetigen Windhauches, um durch die ermüdende Arbeit der Proben nicht erstickt zu werden, und diesen belebenden Windhauch nennt Iffland die Laune.

Jeder andere Künstler kann auf die Stimmung warten bis sie sich einstellt, der Maler legt solange den Pinsel, der Schriftsteller die Feder weg, der Schau-

spieler muß auf das Klingelzeichen in Stimmung sein, er soll über sein Naturell gebieten können. Diesem Naturell Rechnung zu tragen und es „bei Laune“ zu erhalten, ist nun eine der wichtigsten Aufgaben des Probenleiters, die freilich auf die verschiedenste Weise gelöst werden kann. Durch Strenge wie durch Nachgiebigkeit, wenn sie in beiden Fällen von einer Autorität geübt werden, vor allem aber durch die Fähigkeit des Einfühlens nicht nur in die Notwendigkeiten des darzustellenden Kunstwerks, sondern in die besondere Art der Mittel, mit denen der einzelne Schauspieler wirkt und wirken kann. Das Streben nach Ensemblekunst hat das Theater wesentlich gefördert, aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite, dem Übereifer droht die Mechanisierung. Das abschreckende Beispiel ist der englische Theaterbetrieb; nirgend vielleicht wird peinlicher probiert als auf der englischen Bühne, die ihre Vorstellungen zumeist für den Serienbetrieb einrichtet, alles klappt und funktioniert dort mit der Genauigkeit einer Maschine; auch in den Wiederholungen, aber der belebende Hauch, der von der Macht der Persönlichkeit ausgeht, fehlt. Das romanische Naturell wieder ist beweglicher, der französische Schauspieler verdaut eine Probenanzahl, die den deutschen Schauspieler stumpf machen würde, er muß durch die persönliche Kraft der Laune sich frisch erhalten.

Männer der Wissenschaft widmen sich mehr als ehedem dem Theater, zumal der Laufbahn des Philologen sich ein neues Feld eröffnet; auch dieser Einschlag hat dem Theater insofern genützt, als der Regieführung

ein förmliches System zugrunde gelegt wurde. Dem Doktor-Regisseur darf nur das Schauspielersblut nicht fehlen, wie es der alte Laube besaß, der ja der erste Regisseur war, der von der Wissenschaft an das Theater kam. Am Grabe Anshützs hatte Laube mit zuckenden Lippen die Leichenrede gesprochen, die aufsteigende Träne hinuntergewürgt, dann kehrte er sich zu seinem Nothelfer Förster um, der mit dem Text im Hut hinter ihm stand, und fragte trocken: „Hat man mich auch verstanden?“ Wer die Schwächen besitzt, besitzt nicht immer auch die künstlerischen Tugenden, Laube besaß sie in hohem Maße, aber gerade dieser Zug von Schwäche beweist, wie nah er dem Schauspielernaturell verwandt, wie er es demgemäß erkannte und imstande war, sich ihm ein- und ihm nachzufühlen. Laube wurde die Nebensache nie zur Hauptsache, er rundete das Kunstwerk, als das ihm die Dichtung, aber auch die Person des Schauspielers erschien, die er zur Höhe führte. Länger als bis zwei Uhr durfte keine Probe bei ihm dauern, er wußte, daß dann Frische und Laune verflogen war.

Der moderne Theaterbetrieb, der auf die Ausgestaltung der Szene Wert und Nachdruck legen und dafür Zeit und Kraft aufwenden muß, drückt die Laune des Schauspielers oft merklich herab. Da nimmt das Stellen der Dekoration, das Nachprüfen der Beleuchtung, die notwendigen Verhandlungen mit dem Hilfspersonal Stunden in Anspruch, die der schauspielerischen Arbeit verloren gehen und zum Anlaß werden, daß sich die Laune verflüchtigt. Die Genauigkeit der wissen-

schaftlichen Arbeit ist nicht in vollem Umfang auf die des Theaters zu übertragen, das seine schönsten Wirkungen der glücklichen Eingebung verdankt, der Laune des Augenblicks. Der Boden, auf dem die schauspielerische Generation aufwächst, bedarf einer besonderen Düngung; keine Theatergeschichte anderer Nationen ist so reich an berühmten Schauspielernamen wie die deutsche, sie hat, vielleicht gerade aus der Stammeseigentümlichkeit heraus, die größte Mannigfaltigkeit an Individualitäten; es ist kein Zufall, daß sich früher wie jetzt die stärksten Begabungen gern aus dem festen Rahmen des Ensembles lösen und sich in Wanderfahrten auf eigene Füße stellen. „Der große Baum braucht überall viel Boden, und mehrere, zu nah gepflanzt, zerbrechen sich nur die Äste“ . . . Doch ist es nicht der Umstand allein, der die Sucht nach Lust und Freiheit schafft. Was hier die Großen zur letzten Ausnützung ihrer Kräfte anspornt, liegt auch den Kleinen im Blut, auch sie erstreben — in engeren Grenzen — eine künstlerische Hand, die ihnen Freiheit läßt; die Unterdrückung dieser Freiheit, oft im Interesse des Ensembles geboten, nimmt ihnen die Laune und verkümmert ihr Wachstum. Hier den Ausgleich zu finden, die eigene Kraft der persönlichen Sprungfeder nicht mehr niederzuhalten als unbedingt vonnöten, ihr Gelegenheit zu geben, auch aus eigenem Antrieb emporzuschellen, ist eine der schwierigsten Aufgaben des Leiters.

Freilich, mit dem schauspielerischen Zigeunertum ist auch eine Spielart von Laune verschwunden, die man gerne missen mag, wenn auch manchmal das

Fehlen der „Originale“, die vormalig die Kulissen mit Anekdoten bereicherten, zu bedauern ist; der bürgerliche Zug nach Gleichstellung hat sie hinweggefegt. Daß aber die Laune in der Welt des Theaters nicht in gleichem Maße zu Hause ist wie ehemals, beweist die Seltenheit wirklich komischer Kräfte. Früher war kein Mangel an komischen Begabungen, jedes Vorstadttheater hatte seinen Helmerding, am Wiener Volkstheater glänzte stets ein Dreigestirn. Erst Nestroy, Scholz und Treumann, dann Blasel, Annaß und Matras, jetzt ist der wirkliche Komiker ein weißer Kabe geworden, die vis comica ist zu oft von des Gedankens Blässe angekränfelt. Laune läßt sich ebenso wenig erzwingen wie Humor, beseitigen aber lassen sich die Ursachen, die sie oft niederhalten, lösen die Kräfte, die sie hervorrufen. Mit der Laune stellt sich auch Lust und Liebe ein, und „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten“.
